



IRENE DISCHE
PRINZESSIN
ALICE

ROMAN

CLAASSEN

Irene Dische

Prinzessin Alice

Irene Dische

Prinzessin Alice

Roman

Aus dem Englischen von Tanja Handels

claassen

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



claassen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

1. Auflage September 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben GbR

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Gesetzt aus der Aldus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-546-10156-1

»Wenn du mit Gott sprichst, ist das Beten.
Wenn Gott mit dir spricht, ist es Schizophrenie.«
Thomas Szasz

Familie, Familie, Familie

Die Prinzessin erreichte ihren Höhepunkt im Gebet, und dabei ging es laut zu. Einfache Gemüter schlossen daraus, sie müsse sich wohl den nackten Jesus vorstellen, wie er sich erregt an sie drückte und ihr ins Ohr seufzte. Und dafür verachteten sie die Prinzessin. Dabei hätte sie sich nie solchen Fantasien hingeeben, nicht mit Jesus. Leidenschaftlich liebte sie das Dasein an sich, auch wenn sie, Mitglied des Königshauses, Urenkelin Queen Victorias, Prinzessin von Griechenland, inzwischen ein Niemand war, eine Zuflucht Suchende, die das kleine Gästehaus neben einer prachtvollen Pariser Villa bewohnte, auf Almosen angewiesen und, womöglich das Schlimmste, von vier renitenten halbwüchsigen Töchtern umringt war. Ihr schimmerndes goldenes Haar war von weißen Strähnen durchzogen. Ohne stolz darauf zu sein, war sie drei Jahrzehnte lang die Schönste in der Familie, die Trophäe gewesen. Sie hatte diese Fackel auch nicht an eine ihrer Töchter weitergereicht, sondern an ihr Jüngstes, den einzigen Sohn. Das stimmte die Mädchen noch feindseliger. Trotzdem war sie, diese Prinzessin ohne Befugnisse, das, was man gemeinhin glücklich nennt, und ihrem Glück gab sie den Namen »Gott«. Alice liebte ihre Nächsten so sehr, dass sie schon in fröhliches Gelächter ausbrach, wenn sie bloß am anderen Ende des Zimmers eines

vertrauten Menschen ansichtig wurde. Sie betrachtete alle Lebewesen als Gefäße des Guten. Eine harte Kruste alten Brots war ihr ein Geschenk an den Körper, eine Zigarette eines an den Kopf. Auch den Bauchschmerzen dankte sie, denn sie dienten als Erinnerung an die Zerbrechlichkeit des Körpers, was wiederum bewies, dass man lebte. Sie liebte das Leben mit solcher Inbrunst, dass sich nach einer Zeit ekstatischen Betens ihre Beckenmuskeln rhythmisch zusammenzogen. In jenen Momenten war ihr Stöhnen in allen Räumen zu hören, drang durch den Garten bis ins benachbarte Herrenhaus.

Das Wort Orgasmus war in der Familie keineswegs tabu. Alices Schwägerin und Gastgeberin, die steinreiche Prinzessin Marie, konnte keinen Orgasmus zustande bringen, wie sie es formulierte, und äußerte sich öffentlich zu ihrer Frigidität. Sie schrieb sogar darüber, erst in Briefen, dann in Flugschriften und schließlich in einem Buch. Der Orgasmus blieb ihr körperlich verwehrt und wurde doch zu ihrer großen Leidenschaft. Sie bezeichnete sich selbst als *Téleclitorienne* und konsultierte Doktor Sigmund Freud. Ihre Psyche betrachtete sie als unerforschten Kontinent, der einen mutigen Entdecker nötig hatte.

Anfangs weigerte sich der alte Herr, Prinzessin Marie anders zu behandeln als seine übrigen Patientinnen, und empfing sie nur zu wenigen, fest vereinbarten Sitzungen pro Woche. Aber Marie nötigte ihn mit Geld und ihrem Adelstitel dazu, seine Prinzipien aufzugeben. Der Doktor hatte eine typisch bürgerliche Schwäche für Adlige, wie man sie bei sonst durchaus vernünftigen jüdischen Intellektuellen häufig

antraf; zudem stand sein Verlag vor dem Bankrott. Und so willigte er schließlich ein, den Orgasmusdefekt »unserer Prinzessin«, wie er sie nannte, über etliche Wochen hinweg in täglichen mehrstündigen Marathonsitzungen zu behandeln. Im Lauf ihrer Therapie wurde Marie sowohl zu seiner Jüngerin als auch zu seiner Finanzambulanz. An ihrer Orgasmusarmut änderte sich jedoch nichts, womit ihr Fall die Liste Freuds therapeutischer Misserfolge verlängerte.

Marie kehrte nach Paris zurück und probierte es mit einer anderen Behandlungsmethode: wechselnde Liebhaber (ihr Mann war in einen anderen Mann verschossen und hatte daher nichts gegen ihre Experimente einzuwenden). Aber auch dieser Versuch blieb erfolglos. Schließlich hatte sie eine weitere Idee. Das Problem, so folgerte sie, nachdem sie erst ihre eigenen Genitalien vermessen hatte und anschließend die Genitalien anderer, die bereit waren, sich gegen Bezahlung vor ihr zu entblößen, war geografischer Natur. In ihrem Fall saß der kleine Vulkan einfach am falschen Platz, zu weit im Norden. Sie suchte sich einen Chirurgen, der einverstanden war, ihre Klitoris ein Stück nach Süden zu verpflanzen, dicht an die Vagina heran, wo sie ihrer Meinung nach hingehörte. Entfernung ist relativ, ein paar Millimeter konnten schon ausreichen. Als auch das nichts bewirkte, grub der Arzt die Klitoris erneut hervor und versetzte sie um ein paar weitere Millimeter. Und dann noch ein drittes Mal.

Währenddessen steckten Freud und Marie eifrig die Köpfe zusammen und berieten sich über Alice. Sie kamen zu dem Schluss, dass die übersteigerte Liebe von Maries Schwägerin zu Gott eine Krankheit sei, die ebenfalls chirurgisch behandelt werden müsse. Und Freud wusste auch schon, wie.

Dies ist übrigens eine wahre Geschichte. Von hier an gehören Sie zu den Eingeweihten. Und da wir es nicht mit einer von diesen Illustrierten zu tun haben, verzichten wir künftig darauf, die Protagonistinnen als Prinzessinnen zu bezeichnen. Wir wollen auch nicht länger so tun, als würde irgendeine allwissende Erzählinstanz dies niederschreiben. Ich, Alice, offiziell als wahnsinnig diagnostiziert, will endlich selbst erzählen. Von jetzt an geht es hier um mich, Alice Mountbatten, die Gott liebte, und auch um meine Schwägerin Marie Bonaparte, die Freud liebte. Es geht allerdings nicht nur um zwei, sondern um drei Schwestern – eine dritte Schwägerin spielt noch eine Rolle: die lebenslustige Edwina Mountbatten, die den Sex liebte, in rauen Mengen und mit Männern und Frauen aus jedem Erdteil. Sie war die Erbin eines der größten Vermögen Europas, und es war ihr gleichgültig, was andere von ihr dachten. Ihrer Gier nach Genuss war sie um die ganze Welt gefolgt, und nach Paris kam sie just an dem Tag, als Marie ihren Plan in die Tat umsetzen wollte, mich kastrieren zu lassen.

TEIL EINS

Ein Familiendinner

Jeden Tag um 17 Uhr – und damals waren Tage für die meisten Mitglieder unseres gestutzten Flügels der königlichen Familie schwer zu bewältigende Zeiteinheiten – versammelten wir uns in unserer bescheidenen Pariser Unterkunft um den Tisch. Die goldene Stunde, den ganzen Tag herbeigesehnt: das Dinner. Wenn Sie ein eher kleines Haus bewohnen, und mehr noch, wenn Sie eigentlich das Leben in einem Palast gewohnt sind und Ihr Häuschen durch die Kinder und das Personal aus allen Nähten platzt, hören Sie nur den Lärm und wünschen sich vielleicht nichts sehnlicher als Ruhe. Einzig ich, die Matriarchin, inzwischen dreiundvierzig Jahre alt, ließ mich vom Lärm nicht stören, weil ich von Geburt an stocktaub war. An jenem Abend ahnte ich noch nichts von der Revolution, die sich in meiner eigenen Familie ereignen sollte. Für mich war es ein produktiver Tag gewesen. Ich hatte genügend von meinen gehäkelten Zierdeckchen und gestrickten Topflappen auf dem Markt verkauft, um uns eine gute Mahlzeit zu besorgen, stattdessen aber meine Einkünfte wieder einmal an die Bedürftigen verteilt. Es ist die Pflicht gekrönter Häupter, wohlthätige Zwecke zu unterstützen. Etwas von dem verdienten Geld hatte ich auch für Zigaretten ausgegeben. Noch am Nachmittag, als ich in unser gemütliches Dienstbotenquartier zurückkehrte,

gestand ich meine Spende. Meine fünf Kinder waren gerade, angeführt von ihrer reizenden griechischen Gouvernante, auf dem Weg ins Esszimmer.

»Also gibt es wieder nur Erbsensuppe ohne Fleisch«, rief Cecilia, meine Lieblingstochter, die mich ganz besonders verabscheute. Dann zischte sie: »Lieber würde ich sterben.« Und fügte mit einem Seitenblick an mich gewandt hinzu: »Jung und schön den Löffel abgeben«. Ich lächelte ihr fürsorglich zu und schwieg. Gesprächen mit anderen war ich seit jeher abgeneigt, denn mir waren die gesprochenen Worte ein Leben lang wie ein Windhauch erschienen, nur mit großer Mühe gelang es meinem Mund, Silben zu formen. Wenn ich etwas sagte, kam es oft zu laut heraus, das hatte ich bereits als Kind gelernt, wenn ich dafür Ohrfeigen kassierte.

Ich nahm meinen Platz am Kopf des Küchentischs ein und wartete darauf, dass die anderen sich zu mir gesellten. Die Tischplatte war aus Kork und schartig von den vielen Messern, die schon hineingeschnitten hatten, aber mir war sie so lieb wie dem Familienhund der Napf am Boden. Wenn wir zu sechst dort saßen, dicht an dicht, war das für die Mädchen eine hervorragende Gelegenheit, ihre Essmanieren einzuüben; Papa war ja nicht zu Hause. Die Mädchen wollten mich piesacken, indem sie sich nicht zu mir setzten. Sie lungerten um mich herum, weil sie genau wussten, dass ich sie nicht rufen würde. Ich weiß schon, normale Menschen warten mit dem Essen, bis alle sitzen. Tja, Mama ist eben nicht normal. Begierig füllte ich mir den Teller mit dampfender grüner Erbsensuppe, meiner Leibspeise. Alles, was auf diesen Tisch kam, war meine Leibspeise. Ich schmeckte Majoran, vielleicht sogar etwas Muskat. Ein paar Stückchen Schinken wären tat-

sächlich schön gewesen. Meine vier Töchter starrten mich an. Als ihr kleiner Bruder sich neben mich setzen wollte, rissen sie ihn an den langen blonden Haaren zurück.

»Mama isst so, wie sie alles macht, sie schert sich nicht darum, was andere denken«, hatte ich Cecilia einmal schimpfen sehen. Gut möglich, dass ich schmatzte; ich hörte mich ja nicht. Dafür konnte ich deutlich hören, wie die Mädchen die Augen verdrehten. Cecilia, mein Liebling, mein Ebenbild, hielt sich sogar beide Ohren zu. »Wenn Mama gerade nicht isst, dann raucht sie, und wenn sie nicht raucht, dann betet sie die meiste Zeit in Ekstase, und wenn sie mal nicht betet, dann strickt sie und betet dabei still. Und wenn sie mal nicht frisst oder raucht oder strickt oder betet, ist sie weg, weil sie so gern durch die Straßen zieht und sich Leute sucht, die sie trösten kann. Weil die besseren Menschen das angeblich so machen. Und dabei ist sie angezogen, als ob sie sich im Palast zum Tee setzen will. Ach, wie ich unseren Palast in Athen vermisste!«

Allerdings. Genau wie sie war auch ich in einem Palast zur Welt gekommen, nur war mein Palast sehr viel prunkvoller, Windsor Castle, kein griechischer Steinklotz mit Blick auf eine belebte Straße, und darum hielt ich mich für privilegiert und ignorierte sämtliche Hinweise auf das Gegenteil. So groß ist die Macht der Gewohnheit. Auch verarmt brauchte ich morgens noch eine Stunde, um eins meiner schönen Kleider anzulegen. Um den Hals trug ich meinen Jesus aus Zinn, den ich zwischen meinen Brüsten verbarg. Die Familie konnte dieses Kruzifix nicht leiden und machte es für meinen Zustand verantwortlich. Sie hatten sich von Maries Verehrung für die Seelenkunde anstecken lassen. Oft sprachen sie davon,

mir das Kruzifix zu entwenden, während ich schlief, aber ich verstaute es nachts immer unter meinem Kopfkissen. Ja, ich war jetzt arm, die ganze Familie war arm, wir waren Flüchtlinge, die niemand haben wollte, auch wenn wir hier in Saint-Cloud lebten, einer Adresse, die von Reichtum zeugte. Als wir, beinahe zehn Jahre vor besagtem Abend, aus Griechenland hierher gekommen waren, hatte Tante Edwina, die Erbin, die meinen kleinen Bruder Dickie geheiratet hatte, uns alle mit einem Monatsvorrat Kleider ausgestattet, sowohl Tages- als auch Abendgarderobe. Wir baten sie niemals um neue, sondern warteten, dass sie es von sich aus anbot. Die Mädchen mussten ihre Rocksäume auslassen, weil sie so schnell wuchsen und die Mode sich änderte, und meine Kleider mussten weiter gemacht werden. Außerdem brachte ich jeden Morgen eine Stunde damit zu, mein schütter werdendes Haar zu einer bauschigen, von Silberfäden durchzogenen Krone zu frisieren.

Nach unserer Vertreibung hatte ich mir beigebracht, meine Haare selbst zu frisieren, und es auch meinen vier Töchtern gezeigt, die mir diese Pflicht zutiefst verübelten. Sie verübelten mir, dass sie keine normale Mutter hatten und keine Zofe, die ihnen die Haare machte. Sie verübelten mir die kärglichen Mahlzeiten und den Umstand, dass sie mir schmeckten. Wenn man jemanden hasst, hasst man auch, wie er isst. Mit vernichtenden Blicken sahen sie mir bei meiner Mahlzeit zu. Nachdem ich meinen Teller geleert hatte, zündete ich mir eine meiner köstlich duftenden Zigaretten an. Es ist mir gleichgültig, ob andere mich mögen. Schließlich haben sie ein Recht auf ihre eigene Meinung, zu allem, einschließlich mir. Ich erwidere die Abneigung bei niemandem. Es sollte zwar